

TIM PIEPER

FINSTERE HAVEL

Kriminalroman

emons:

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



© Emons Verlag GmbH

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagmotiv: [istockphoto.com/secablue](https://www.istockphoto.com/secablue)

Umschlaggestaltung: Nina Schäfer, nach einem Konzept
von Leonardo Magrelli und Nina Schäfer

Umsetzung: Tobias Doetsch

Gestaltung Innenteil: DÜDE Satz und Grafik, Odenthal

Lektorat: Carlos Westerkamp

Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany 2021

ISBN 978-3-7408-1141-9

Originalausgabe

Unser Newsletter informiert Sie
regelmäßig über Neues von emons:
Kostenlos bestellen unter
www.emons-verlag.de

Für Steffi, Moritz und Theo

Prolog

Lautlos kam das Auto aus der Dunkelheit, rollte den Fähranleger hinunter und klatschte in die Havel. Das Wasser spülte über die Motorhaube und traf auf die Windschutzscheibe. Die Gestalt hinter dem Lenkrad unternahm keine Anstalten, um sich zu befreien. Der Wagen trieb auf den nächtlichen Fluss hinaus und versank dabei, bis auch das Heck untergetaucht war. Luftblasen stiegen auf und zerplatzten. Endlich war die pechschwarze Oberfläche wieder so glatt, als wäre nichts passiert.

Der Junge hatte dem Geschehen mit ausdruckslosem Gesicht zugeschaut. Sein Frotteeschlafanzug war zu dünn, um ihn zu wärmen, aber er merkte die Kühle nicht. Er saß auf einem Baumstumpf auf der schmalen Landzunge und hielt ein rosa Kuschelschwein im Arm. Langsam hob er den Kopf an und blickte zum Sternenhimmel hinauf, der über der Landschaft magisch glitzerte.

Als Motorenlärm die Stille durchbrach, stand er ungelenkt auf. Er starrte auf rote Rücklichter, die sich in hohem Tempo entfernten, und dann auf zwei Scheinwerfer, die sich schnell näherten. Die goldgelben Kegel zogen ihn unwiderstehlich an. Er streckte die Arme aus und wankte ihnen entgegen.

Ein Familienvan hielt zwanzig Meter vor ihm. Eine Frau im Bademantel sprang heraus, lief auf ihn zu und kniete sich hin. »Ich wusste, dass du hier bist«, flüsterte sie und schloss ihn liebevoll in die Arme. »Es tut mir so leid, dass ich nicht besser aufgepasst habe. Ab sofort reiße ich mich zusammen. Wenn dir auch noch was passiert, würde ich es nicht ertragen.«

Der Junge ließ sich von der Frau zur Hintertür führen und mit sanftem Druck auf die Rückbank bugsieren, wo er sich sogleich zusammenrollte. Er drückte die kleinen Fäustchen an die Brust und schloss die Augen. In ein paar Stunden würde er in seinem warmen Bett erwachen.

Am frühen Morgen wälzte sich Hauptkommissar Toni Sanftleben auf den Rücken und schaute schwer atmend zur Schlafzimmerdecke hoch. Meine Güte!, dachte er. Sie waren beide Mitte vierzig. Ihre Liaison dauerte schon über ein halbes Jahr an. Und trotzdem ließ die erotische Anziehungskraft nicht nach.

Staatsanwältin Caren Winter wusste genau, was sie wollte. Und er musste keine Zaubertricks anwenden, um sie ins Bett zu kriegen. Sie begegneten sich wie zwei Erwachsene, die Lust aufeinander hatten und zu ihren Körpern standen. Er hätte nicht für möglich gehalten, dass Sex so unkompliziert und natürlich sein könnte.

Caren schmiegte sich an ihn. Eine Weile spielte sie mit seinen Brusthaaren. »Tut mir leid, dass ich heute nicht so bei der Sache war.«

Wie bitte? Toni schaute überrascht auf ihr Haar hinunter. Er hatte ihr Liebesspiel als sehr sinnlich empfunden und angenommen, dass es ihr genauso ergangen war. Jetzt fragte er sich, ob er einen Fehler begangen hatte. Er gab ein Brummen von sich, das alles und nichts bedeuten konnte.

»Versteh mich nicht falsch«, fuhr Caren fort. »Es war schön. Es ist immer schön mit dir, aber mir ist gestern was passiert, das mir einfach nicht aus dem Kopf geht.«

Ach so, dachte er erleichtert. Es gab einen konkreten Anlass, der nichts mit ihm zu tun hatte. »Willst du es mir erzählen?«

»Ich hatte Stress im Büro und bin mit einer Terminsache nicht fertig geworden. Deshalb habe ich auf dem Heimweg einen Schriftsatz ins Smartphone diktiert. Ich war so vertieft, dass ich nicht auf den Verkehr achtete und die Straße überqueren wollte, ohne nach links und rechts zu schauen. Ein Teenager hat mich am Arm gepackt und zurückgerissen. Wenn der Junge nicht so schnell reagiert hätte, hätte mich ein Bus erwischt. Wahrscheinlich wäre ich jetzt tot.«

Toni schluckte hart. »Das hast du gestern Abend gar nicht erwähnt.«

»Ich weiß. Vermutlich war ich mir selbst über die Bedeutung noch unklar.«

»Und jetzt kennst du sie?«

Caren ließ ihre Hand flach auf seiner Brust liegen. »Ich hab immer das Richtige getan. Ich hab ein ordentliches Examen abgelegt, ich hab meinen Sohn großgezogen, und ich hab viel gearbeitet. Seit fünfzehn Jahren bin ich bei der Staatsanwaltschaft, und weißt du, wie oft ich in dieser Zeit krankheitsbedingt gefehlt habe? Ein einziges Mal nach einer Kieferoperation.«

»Ich verstehe den Zusammenhang noch nicht. Was hat deine Berufsauffassung mit dem Beinaheunfall zu tun?«

»Wenn ich gestern gestorben wäre, hätte mein ganzes Leben aus Pflichterfüllung bestanden. Ich denke aber, dass es noch mehr geben muss als das Strafgesetzbuch, Verhandlungen und Schuld-sprüche.«

»Moment mal. Du hast einen Sohn. Und du hast mich. Zusammen haben wir eine richtig schöne Zeit. Außerdem triffst du dich mit Freundinnen und gehst mit ihnen ins Kino, ins Café oder zu Ausstellungen.«

»Mein Sohn studiert in München und kommt nicht mehr nach Potsdam. Wenn ich ihn sehen möchte, muss ich zu ihm fahren. Und das schaffe ich höchstens sechs- oder siebenmal im Jahr. Wir beide machen ständig Überstunden. Wenn wir uns treffen, sind wir völlig erledigt. Und die Freizeitaktivitäten dienen doch nur zur Ablenkung. Sie sind garantiert nichts, woran ich mich an meinen letzten Tagen erinnern werde.«

Zwischen den Vorhängen sickerte Morgenlicht ins Schlafzimer und erhellte den Raum. Das Gespräch nahm eine Wendung, mit der Toni nicht gerechnet hatte. Eigentlich hatte er geglaubt, dass er die existenziellen Fragen hinter sich gelassen hätte. Dass ausgerechnet Caren sie wieder in sein Leben trug, überraschte ihn.

»Und weißt du, was mich am härtesten trifft?«, fuhr sie fort.
»Anscheinend bin ich unzufrieden. Ich müsste also etwas än-

dern, aber ich hab keine Idee, wie ich das anstellen soll. In mir sind keine geheimen Wünsche, die ich mir unbedingt erfüllen muss, oder verborgene Talente, denen ich mich bisher nicht gewidmet habe. Da ist rein gar nichts. Ich bin einfach nur ein Arbeitstier.«

»Stopp. Mir gefällt nicht, wie du über dich redest. Du hast all die Jahre funktioniert, weil du keine Alternative hattest. Da war kein Platz für irgendwelche Sehnsüchte. Wahrscheinlich hast du dir das Träumen sogar gezielt abgewöhnt. Es hätte dich nur auf Ideen gebracht, die nicht realisierbar gewesen wären und dir die Kraft für den Alltag geraubt hätten.«

»Dann will ich das Träumen wieder lernen«, sagte Caren und setzte sich auf. »Toni, ich ...«

»Ja?«, erwiderte er und konnte nicht anders, als seinen Blick über ihren nackten Körper streichen zu lassen. Es gab immer noch Momente, in denen es ihm vollkommen unwirklich erschien, dass diese atemberaubende Frau mit ihm zusammen sein wollte.

»Toni, hast du es nicht manchmal satt, Kriminellen hinterherzujagen? Bist du nicht müde von dem ganzen Leid und der Brutalität, mit der wir tagtäglich konfrontiert werden? Ich hätte jedenfalls große Lust, eine längere Auszeit zu nehmen und neue Eindrücke zu sammeln. Dann könnte ich mal durchatmen und in Ruhe überlegen, wie es weitergehen soll. Ohne dich will ich diesen Schritt aber nicht gehen. Du musst mitkommen.«

Toni zog die Augenbrauen hoch. Das Ansinnen war neu. Meinte sie es ernst, oder stand sie noch unter Schock? Er wollte jetzt nichts Falsches sagen. »Wie stellst du dir das vor? Ich meine, praktisch.«

»Ich hab etwas Geld. Wir könnten unbezahlten Urlaub nehmen und dann ...«

»Und dann?«

»In diesen Dingen kennst du dich besser aus. Du bist zweieinhalb Jahre mit einem VW-Bus um die Welt gefahren. Ich hab mal meine Schwester in Los Angeles besucht, ansonsten bin ich nie über einen Cluburlaub in Spanien hinausgekommen.«

»Du willst also reisen«, stellte er fest. »Aber meine damalige Situation kannst du mit der heutigen nicht vergleichen.«

»Und wieso nicht?«

»Ich war zwanzig. Meine Freundin war so unruhig, dass sie ständig in Bewegung sein musste. In ihrem konservativen Elternhaus hielt sie es nicht aus; sie wollte unbedingt weg. Damals hatte ich keine Wohnung, keinen Job und keine Verpflichtungen. Ich hatte rein gar nichts und hab mir gedacht: Warum nicht?«

»Du hast es also für sie getan«, sagte Caren und blickte ihn hoffnungsvoll an.

»Nicht nur. Ich hatte auch Lust auf ein Abenteuer. Aber eigentlich wollte ich sagen, dass so eine Auszeit leichterfällt, wenn man noch frei und anspruchslos ist. Man gibt nichts auf, man hat keine Erwartungen und lässt alles auf sich zukommen –«

Toni wurde von seinem Smartphone unterbrochen, das auf dem Nachttisch lag und vibrierte. So früh konnte es sich nur um einen Einsatz handeln. Er kam zu einem denkbar ungünstigen Zeitpunkt.

»Du hast Rufbereitschaft«, sagte Caren matt. »Du musst nachschauen.«

Widerstrebend griff Toni nach dem Handy und las die Mitteilung. Er hatte richtiggelegen. Am Fähranleger bei Schmergow war der Leichnam einer Frau entdeckt worden. Die Todesumstände waren unklar. »Tut mir leid, aber ich muss los«, sagte er und kletterte aus dem Bett.

Mit den Händen strich er über seine dunklen Locken und brachte sie halbwegs in Form. Er schlüpfte in sein schwarzes T-Shirt, in die engen Jeans und die Beatstiefel, die dringend besohlt werden mussten. Zum Schluss legte er die Muschelkette an, die ihm vor vielen Jahren ein Althippie am Strand von Goa geschenkt hatte.

Er beugte sich zu Caren hinab, um sie zu küssen. Ihr Mund war weich und nachgiebig. Plötzlich fragte er sich, wie es wäre, wenn er diese Lippen gerade zum letzten Mal berührte. Wie würde es sich anfühlen, wenn sie sich wieder verlören? Das waren Gedanken, mit denen er sich nicht beschäftigen wollte und die er

sofort verbannte. Er wusste bereits, wie flüchtig das Glück war. Man musste es festhalten, wenn es einem begegnete.

»Ich ruf dich heute Abend an. Dann besprechen wir alles in Ruhe. Wir finden eine Lösung«, sagte Toni, griff nach seinem Autoschlüssel und ließ Caren in ihrer großen Wohnung allein zurück.

Toni zeigte seinen Dienstausweis vor, passierte die Polizeiabsperrung und fuhr die Ketziner Straße hinunter. Nur über sie war der Fähranleger mit dem Auto erreichbar. Während er an landwirtschaftlichen Betrieben vorbeikam, freute er sich über das leuchtende Grün der Bäume. Es war Anfang Mai, und der Frühling hatte das Tempo angezogen. Wo man auch hinschaute, präsentierte sich die Natur von ihrer schönsten Seite.

Der Fähranleger auf der Schmergower Seite war ein friedlicher Ort, der inmitten einer märchenhaften Flusslandschaft lag. Hier fand sich normalerweise eine überschaubare Anzahl von Autos, Fahrradfahrern und Spaziergängern ein, die auf die andere Seite übersetzen wollten. An diesem Morgen herrschte jedoch ein unübersichtliches Treiben.

Die Feuerwehr war mit einem Mannschaftstransporter, einem Einsatzleitwagen, einem Tauchgerätevehikel und einem Rüstwagen angerückt. Am Straßenrand parkten Fahrzeuge der Polizei, des Notarztes, der Gerichtsmedizin und der Kriminaltechnik. Zwei Dutzend Personen in Uniformen, Neoprenanzügen und Zivilkleidung liefen durcheinander und riefen Kommandos.

Toni stieg aus dem Peugeot und schaute sich mürrisch um. Tatorte, an denen es so hektisch zuging, bargen Gefahren: Manchmal sah man den Wald vor lauter Bäumen nicht, und manchmal wurden Spuren vernichtet.

Endlich entdeckte er Oberkommissarin Gesa Müsebeck. In dem dreiköpfigen Ermittlungsteam war Gesa die Pragmatikerin, die das Notwendige zuverlässig erledigte und bodenständige Standpunkte vertrat. Mit ihrer dunklen Kurzhaarfrisur, dem kräftigen Oberkörper und den stämmigen Beinen machte sie einen tüchtigen und zupackenden Eindruck.

Sie war auf einem Wiedereinrichterhof in Brandenburg aufgewachsen und stammte aus einer kinderreichen Familie. Ihre Brüder lebten auf verschiedene Dörfer im Havelland verstreut

und erfreuten sich an zahlreichen Töchtern und Söhnen. Nur Gesa hatte keinen Nachwuchs. Toni fragte sich manchmal, ob sie darunter litt.

Die Kollegin beendete gerade das Gespräch mit einem Feuerwehrmann und verabschiedete ihn mit einem Händeschütteln.

»Morgen«, sagte Toni.

Gesa blickte von ihrem Notizblock hoch, in den sie eben noch etwas eingetragen hatte. »Morgen«, erwiderte sie. »Das war der Wehrführer.«

Toni wandte blitzschnell den Kopf ab und wusste einen Augenblick lang nicht, wo er hinsehen sollte. Er musste sich erst sammeln.

Normalerweise mied Gesa jeglichen Schmuck oder Zierrat, der weiblich anmutete. Heute sah sie verändert aus. Sie hatte nicht nur Wimperntusche und Wangenrouge, sondern auch einen kirschroten Lippenstift aufgelegt, der beinahe grotesk an ihr wirkte.

Das war zumindest Tonis erster Eindruck gewesen. Jetzt fragte er sich, ob er nicht übertrieb. Vielleicht war er nur überrumpelt gewesen, weil er es nicht gewohnt war, dass sie sich als Frau zurechtmachte.

»Nur gucken, nicht anfassen«, sagte die Kollegin und zwinkerte ihm zu. Offenbar war sie davon überzeugt, dass sie an Attraktivität gewonnen hatte. »Ich kann dir einen kurzen Überblick geben, wenn du willst.«

»Äh, ja«, erwiderte Toni. »Schieß los.«

»Über Nacht liegt die Fähre ›Charlotte‹ drüben in Ketzin und nimmt den Betrieb um fünf Uhr dreißig auf. Heute früh wartete auf der Schmergower Seite ab fünf Uhr fünfzehn ein Herr Eilers, der seinen Pkw verließ, um sich die Beine zu vertreten. Dabei entdeckte er etwas hell Schimmerndes und Kantiges im Wasser.«

»Das Auto?«

»Richtig. Herr Eilers war besorgt und rief den Fährkapitän mit dem Handy an, um ihn darüber zu informieren, dass ein Hindernis die Zufahrt blockiere. Der Fährkapitän erstattete daraufhin dem Wehrführer von Ketzin Bericht; außerdem funkte er die

Wasserschutzpolizei an, die sich vor Ort ein Bild machte. Der Alarm ›Pkw im Wasser‹ ging bei der Taucherguppe der Potsdamer Berufsfeuerwehr um sechs Uhr eins ein.«

»Wer hat die tote Frau entdeckt?«

»Die Taucher. Sie trafen zügig nach der Alarmierung ein, legten ihre Ausrüstung an und stapften ins Wasser. Das Fahrzeug hatte sich ungefähr zehn Meter vom Ufer entfernt und blockierte in einer Tiefe von zwei Metern fünfzig das Führungsseil der Fähre. Der Leichnam befand sich angeschnallt hinter dem Lenkrad. Die Taucher schlugen den Pkw an, und der Rüstwagen der Freiwilligen Feuerwehr Götz zog ihn an Land. Der Notarzt stellte den Tod fest. Die Taucher suchten noch die Umgebung ab, konnten aber keine weiteren Personen oder Gegenstände ausmachen.«

»Suizid?«

»Das ist die große Frage. Der Zündschlüssel steckte im Schloss und stand auf der Stellung ACC. Die Gangschaltung befand sich im Leerlauf, und die Handbremse war gelöst.«

»Das könnte bedeuten, dass der Wagen nicht in die Havel gefahren, sondern gerollt ist.«

»Das war auch mein erster Gedanke.«

»Okay, dann lass uns davon ausgehen, dass der Schlüssel auf ACC stand, damit das Lenkradschloss nicht einrastet. Rollt der Wagen von alleine ins Wasser, oder muss er angeschoben werden?«

»Eine Schranke gibt es hier nicht. Wenn ein Auto hinter der Stopplinie steht, dürfte das Gelände abschüssig genug sein, damit es sich ohne weiteres Zutun in Bewegung setzt.«

»Gut, nehmen wir mal an, dass sie eine suizidale Absicht hatte. Warum ist sie dann nicht mit laufendem Motor in die Havel gefahren?«

»Vielleicht hat sie zunächst angehalten, um nachzudenken. Hinterher sprang der Wagen nicht an – aus welchem Grund auch immer. Sie löst die Handbremse, und alles nimmt seinen Lauf.«

»Das ist eine Möglichkeit. Und wenn ich darüber nachdenke, kann ich mir auch weitere Konstellationen vorstellen, die in eine ganz andere Richtung gehen.«

Gesa nickte. »Die Umstände sind verdächtig. Zum jetzigen Zeitpunkt können wir eine Dritteinwirkung nicht ausschließen. Jemand hätte sie genauso gut mit einer Tötungsabsicht hinters Lenkrad setzen können.«

»Dann muss sie wehrlos oder bewusstlos gewesen sein. Weist ihr Leichnam Kampf- oder Fesselspuren auf? Was sagt die Gerichtsmedizinerin?«

»Durch die konstante Wassertemperatur konnte sie den Todeszeitpunkt exakt auf zwei Uhr dreißig in der Früh festlegen. Ansonsten sollen wir die Obduktion abwarten.«

Toni ertappte sich dabei, dass er seitlich an Gesa vorbeischaute, um ihr grell geschminktes Gesicht nicht zu sehen. Er musste endlich seine Irritation überwinden. Zwar bevorzugte er das Natürliche und Dezenze, aber das Schönheitsempfinden unterschied sich von Mensch zu Mensch. Wenn sie ihren Typ verändern wollte, war das ihr gutes Recht.

»Mir fällt gerade noch eine Möglichkeit ein«, sagte er. »Vielleicht handelt es sich um einen Unfall. Vielleicht hatte die Frau gestoppt und nur den Fuß auf dem Bremspedal stehen. Sie verlor das Bewusstsein, ihr Fuß kippte zur Seite, und das Auto rollte in die Havel.«

»Könnte auch sein«, bestätigte Gesa. »An dieser Stelle gab es schon früher Unglücke. 2012 schlitterte ein Opel auf glatter Fahrbahn ins Wasser. Der Fahrer konnte sich durch das geöffnete Seitenfenster retten. Im Jahr darauf fuhr ein Škoda Octavia ungebremst hinein. Der Fahrzeugführer hatte einen Moment nicht aufgepasst und konnte ebenfalls ans Ufer schwimmen. Die Hergänge unterscheiden sich vom aktuellen Sachverhalt, aber das muss nichts heißen.«

»Außerdem müssen wir uns fragen, warum sie mitten in der Nacht diesen Ort aufsuchte. Was wissen wir über die Frau?«

»Komm mit«, sagte Gesa und ging auf eine schmale Landzunge voraus, die im rechten Winkel auf den Fluss hinausführte und mit Bäumen und Gräsern bewachsen war. Neben einem Stumpf stand ein durchsichtiger Plastikkasten, in dem mehrere Tüten steckten. Sie enthielten einen Schlüsselbund, Fahrzeug-

papiere, einen Rucksack und andere Gegenstände. »Die KTU hat ihre Sachen eingesammelt und nummeriert. Ein Handy fehlt. Auf viele Spuren dürfen wir nicht hoffen. Das Wasser hat kaum was übrig gelassen. Wenigstens wissen wir, dass sie Melanie Berndt hieß, vierunddreißig Jahre alt war und in der Nähe von Rathenow wohnte.«

»Erst vierunddreißig«, murmelte Toni und ließ seinen Blick über die friedliche Flusslandschaft streifen. Er atmete tief ein. Es war einer dieser hellen Tage, die die Nähe des Todes etwas erträglicher machten. Die Sonne kletterte über die Baumwipfel und strebte dem Zenit entgegen. Auf dem sanft gewellten Strom glitzerten silberne Lichtpunkte. Am anderen Ufer lag die Fähre »Charlotte«. Gleich daneben befand sich das Restaurant und Café »An der Fähre«, das märkische Küche anbot. Auf der Terrasse konnte man stundenlang sitzen und den Booten hinterherschauen.

»Okay«, sagte Toni und wandte sich wieder Gesa zu. Dabei fiel ihm ein rosa Kuschelschwein auf, das zwischen Gräsern und Gestrüpp auf dem Boden lag. »Was ist das?«, fragte er. »Wieso hat das niemand eingesammelt? Das Stofftier ist trocken und schmutzfrei. Es kann noch nicht lange hier liegen. Verdammt noch mal, wenn hier so viel los ist, übersehen die Jungs die Hälfte.«

»Ist ja gut«, sagte Gesa und stülpte eine Beweismitteltüte drüber. »Die Kollegen handeln nach den Einsatzrichtlinien. Unser kleiner Freund wandert zu den anderen Sachen in die Kiste. Ich werde später die Kriminaltechniker über den Fund informieren. Zufrieden?«

Toni gab ein Schnauben von sich. »Unter diesen Umständen sollten wir die Ermittlungen aufnehmen. Vielleicht haben wir Glück, und die Obduktion bringt schon Klarheit, ob wir es mit einem Unfall, einem Suizid oder einem Tötungsdelikt zu tun haben. Du fährst zurück ins Kommissariat und stimmst dich mit dem Staatsanwalt ab. Er wird unserer Empfehlung folgen. Teile die Recherchen so auf, wie du es für sinnvoll erachtest. Später treffen wir uns im Besprechungsraum und nehmen eine Standortbestimmung vor.«

»Was machst du in der Zwischenzeit?«

»Ich fahre zur Wohnadresse der Frau und verschaffe mir einen Eindruck von ihren Lebensumständen.«

»Dann vergiss nicht, den Schlüsselbund auf der Liste auszutragen, sonst kriegen wir wieder panische Anrufe aus der KTU.«

»Das warst *du* das letzte Mal, nicht ich.«

Gesa grinste. »Ach ja?«

Toni hatte keine Lust auf ihre Frotzeleien. »Vielleicht finde ich bei der Frau ja einen Abschiedsbrief, vielleicht stoße ich auch auf Hinweise für eine Erkrankung oder einen kriminellen Hintergrund. Die Todesumstände lassen derzeit alles Mögliche zu.«

Vor einiger Zeit

Zwei Stunden nach Sonnenuntergang endete die Dämmerung, und die Finsternis brach über dem Westhavelland herein. Forscher hatten in der dünn besiedelten Gegend den dunkelsten Nachthimmel Deutschlands gemessen. Nirgends funkelten die Sterne prachtvoller, nirgends konnte man das gesprenkelte und neblige Band der Milchstraße klarer erkennen.

Anderthalb Kilometer südlich von Spaatz saß Melanie Berndt auf einem Campingstuhl, hielt den Kopf in den Nacken und schaute verzweifelt ins Universum, als könnte es ihr Antworten geben. Gegen die Kälte trug sie einen Gefrierhausoverall, dicke Handschuhe und gefütterte Winterboots. Neben ihr standen Stative mit einem Fernglas und einem Teleskop, die sie nur aufgebaut hatte, um etwas zu tun zu haben.

Obwohl sie sich eben erleichtert hatte, musste sie schon wieder austreten. Das ging seit Tagen so und machte alles noch schlimmer. Sie war mit den Nerven runter und hielt immer ein Papiertaschentuch bereit, mit dem sie die Augen trocknen konnte. Allerdings brauchte sie es kaum noch. Sie hatte keine Tränen mehr; sie hatte sich längst leer geweint.

Über ihr funkelten zahllose winzige Lichtpunkte, die flimmernde Haufen, glitzernde Bahnen und geheimnisvoll schimmernde Flächen bildeten. Melanie machte sich die unfassbaren Dimensionen bewusst. Allein in unserer Milchstraße befanden sich hundert Milliarden Sterne, also leuchtende Himmelskörper wie unsere Sonne, die von hundert Milliarden Planeten umkreist wurden. Im ganzen Weltall gab es neuesten Berechnungen zufolge Billionen solcher Galaxien, die jeweils über Milliarden Sterne und Planeten verfügten.

Angesichts dieser Größe begriff sie sofort, warum niemand sagen konnte, wieso es das Weltall gab oder welcher Zustand

vorher geherrscht hatte. Die Menschen kannten ja nicht mal alle Kreaturen, die auf dem Grund der Meere lebten. Wie sollten sie da ahnen, was sich in einer Entfernung von Milliarden Lichtjahren zutrug?

Normalerweise bewirkte die Vergegenwärtigung dieser Ausmaße, dass Melanie sich ihrer Bedeutungslosigkeit bewusst wurde. Als Folge konnte sie sich entspannen und sich nicht so wichtig nehmen. Das gelang gewöhnlich gut – nur nicht heute. Wieder spürte sie, wie sich ihre Kehle zuschnürte.

Früher hatte sie in schwierigen Phasen die Schriften von Immanuel Kant gelesen, die für viele Lebenssituationen einen Denkanstoß boten. Der kategorische Imperativ des großen Philosophen war von einer unbestechlichen Eindeutigkeit und lautete: »Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.«

Wollte sie also herausfinden, ob sie sich gerecht verhalten hatte, musste sie ihre Vorgehensweise abstrahieren und schauen, ob sie daraus einen moralischen Grundsatz ableiten konnte – aber wie sie die Ereignisse auch bewertete, der Gegensatz war offenkundig. Sie hatte nicht nur eine Schuld auf sich geladen, sondern bis heute nichts in die Wege geleitet, um die Verantwortung zu übernehmen.

Aus der Tiefe ihres Oberkörpers drang ein Schluchzen und verhalte in der finsternen Nacht. Kurz bevor sich alles zum Guten gewendet hatte, war sie ein einziges Mal schwach geworden, und es war zu einer Katastrophe gekommen. Jetzt drohte sie alles zu verlieren, was ihr jemals etwas bedeutet hatte.

Verzweifelt schaute sie sich um. Der Beobachtungsplatz verfügte über eine geniale Rundumsicht und ein phantastisches Himmelspanorama, das sich wie eine funkelnde Kuppel über die Landschaft spannte. Die nächtliche Stille hatte sie stets umarmt wie ein liebevoller Freund. Hier hatte sie die Hektik des Alltags verarbeitet und sich auf neue Herausforderungen vorbereitet. Hier hatte sie sich geborgen gefühlt.

Trotzdem musste sie sich fragen, weshalb sie überhaupt hergekommen war. Wollte sie sich mit den furchtbaren Geschehnissen

konfrontieren, um endlich die richtige Entscheidung zu treffen?
Hatte sie überhaupt noch eine Wahl?

Ihre Lage hatte sich dramatisch verändert. Seit einigen Stunden wusste sie, dass es eine Person gab, die ihr Geheimnis kannte. Die Nachricht, die sie auf ihrem Handy empfangen hatte, war unmissverständlich gewesen.

»Ich weiß, was du getan hast«, hatte dort gestanden. »Ich will dreißigtausend Euro in Fünzigerscheinen. Du hast vier Tage Zeit, um das Geld zu besorgen. Wenn du zur Polizei gehst oder nicht zahlst, werden alle erfahren, was für ein Mensch du bist.«

Seit einer halben Ewigkeit fuhr Toni durch den Wald am Nordufer des Hohennauener-Ferchesarer Sees. Das Haus der Verstorbenen befand sich irgendwo zwischen dem Ort Ferchesar und dem Großen Havelländischen Hauptkanal.

Obwohl er aufpasste, erwischte er tiefe Schlaglöcher, die den Peugeot bedenklich durchschaukelten. Erneut zweigte er auf einen rumpeligen Weg ab und landete dieses Mal vor einer rot-weißen Metallschranke, die mit einem Vorhängeschloss gesichert war.

»So ein Mist!«, fluchte er.

Mittlerweile hatte er die Lust an dieser Rallye verloren. Er griff nach dem Smartphone und stellte fest, dass er Empfang hatte. Also rief er im Kommissariat an und bekam Gesa in die Leitung.

»Ich gebe dir jetzt mal die Adresse durch, die auf ihrem Personalausweis steht«, sagte er und nannte sie. »Was ich brauche, ist ein aussagekräftiger Kartenausschnitt mit einer Markierung. Ansonsten finde ich das Haus nie.«

»Ich bin gerade erst angekommen«, erwiderte die Kollegin. »Du musst warten, bis ich den Computer hochgefahren habe.«

Ungeduldig trommelte Toni mit den Fingerspitzen auf das Lenkrad.

Zur Sicherheit wiederholte Gesa die Anschrift und bediente dann klackend die Tastatur. »Die Adressangabe ist etwas irreführend. Kein Wunder, dass du so lange suchst. Hier hab ich mehr Möglichkeiten. Kartenausschnitt mit Markierung ist unterwegs.«

Wenig später öffnete Toni die Bilddatei und verglich sie mit der Darstellung auf dem Navi. »Das ist ziemlich genau mein Standort.«

»Dann muss sie dort irgendwo wohnen. Tschüss – ich muss jetzt los.«

Toni kam nicht mehr zu einer Erwiderung. Es tutete bereits an seinem Ohr. Er legte das Smartphone in die Mittelablage und stieg aus dem Wagen.

Draußen fiel ihm zuerst die unglaubliche Stille auf. Da waren nur die Stimmen der Natur. Ein leichter Wind strich um die Kiefern und brachte sie zum Knarren. Irgendwo klopfte ein Specht an einen Baumstamm. Ein pelziges Tier ergriff im Unterholz raschelnd die Flucht.

Er ging seitlich an der Schranke vorbei und bewegte sich auf dem Waldweg in südliche Richtung. Nach einer Linkskurve entdeckte er einen Jägerzaun, der so bemoost war, dass er farblich perfekt an die Umgebung angepasst war. Er friedete ein Waldgrundstück ein, auf dem hohe Birken, Kiefern und Eichen standen.

Toni öffnete die Pforte und betrat einen verwitterten Plattenweg, der auf ein Holzhaus mit Satteldach zuführte, das etwas größer und dekorativer als die übliche Datsche ausfiel. Vielleicht war es früher die Sommerhütte eines Parteikaders gewesen.

Toni trat auf die knarrende Veranda und drückte den Klingelknopf. Er wusste noch nicht, ob die Tote allein lebte. Als sich nichts tat, zog er die Fliegengittertür auf. Sie quietschte so schrill, dass er zusammenzuckte. Oft spiegelten die Wohnstätten der Verstorbenen ihren Charakter wider. Hier beschlich ihn das Gefühl, dass er eine streng gehütete Ruhe empfindlich störte. Er zog Handschuhe über, fischte den Schlüsselbund aus der Tüte und öffnete die Tür.

Da ertönte ein Knall. Es hörte sich an, als wäre etwas umgekippt.

»Hallo?«, rief er alarmiert und fragte sich, ob sich doch jemand im Inneren aufhielt. Warum regte sich die Person erst jetzt? Die ganze Angelegenheit erschien ihm höchst verdächtig.

Toni atmete tief durch, löste den Druckknopf seines Holsters und zog die Pistole. Auf Zehenspitzen drang er ins Haus ein. Die Dielen knarrten unter seinen Füßen.

In seiner beruflichen Laufbahn hatte er oft genug erlebt, dass Täter Material verschwinden ließen, um Spuren zu verwischen.

Vorsichtig durchquerte er den Wohn-und-Ess-Bereich und hielt sich auf einem kurzen dunklen Flur links.

Ein gestreifter Kater schoss maunzend zwischen seinen Beinen hindurch und flüchtete durch eine Klappe in der Hintertür.

Das war wohl der Störenfried!

Toni bemerkte erst jetzt, wie wild sein Herz schlug. Vor ihm befand sich eine kleine Küche. Mit einem Blick erkannte er, dass das Tier Nahrung gesucht hatte. Marmeladengläser lagen umgekippt auf dem Fliesenboden. Fress- und Trinknapf waren leer.

Während Toni sie mit Futter füllte, beruhigte er sich wieder. Das Schicksal des Katers musste geregelt werden. Mit etwas Glück käme er bei Verwandten oder Freunden unter.

Toni begann seinen Rundgang und stöberte im Badezimmer in einem Arzneischränkchen. Er fotografierte die Schachteln und schickte die Bilder an die Gerichtsmedizinerin und an sein Team.

In der Abstellkammer stieß er auf zwei gut bestückte Werkzeugkästen, auf Handarbeitszeug und Teleskope. Außerdem entdeckte er Stative, Ferngläser, drehbare Himmelskarten, Sonnenfilterfolie, Rotlichtstirnlampen, Mondfilter und anderes Zubehör. Melanie Berndt hatte sich mit Astronomie beschäftigt.

Der Wohn-und-Ess-Raum war spärlich möbliert, aber nicht ungemütlich. In dem überquellenden Regal waren die Bücher alphabetisch nach Autorennamen geordnet und zeugten von einem anspruchsvollen Lesegeschmack. Wissenschaftliche und philosophische Bände überwogen.

An den Wänden hingen glänzende Fotografien des Nachthimmels, die leuchtend weiße Punkte, milchige Spiralen und blaue Strudel auf schwarzem Grund darstellten. Die Unterschriften lauteten: »M31/M32 – der Andromedanebel. Sternbild Andromeda. 27.11.2016«, »NGC 253 – die Silberdollargalaxie. Sternbild Sculptor. 27.11.2016« oder »M74 – Sternbild Fische. 14.01.2018«. Nirgends wies der Boden Dreck auf. Die Fenster waren frisch gewischt.

Hatte sie alles so penibel sauber gehalten, weil sie der Un-

ordnung in ihrem Inneren etwas entgegensetzen wollte? Oder achtete sie nur auf Details?

Im Büro war der Schreibtisch ans Fenster gerückt, durch das man in den hinteren Teil des Grundstücks schaute. Links und rechts erhoben sich hohe Kiefern, Eichen und Weiden, die mächtige Schatten warfen. Am Ende des Geländes befand sich ein dichter Schilfgürtel, der wie eine gelbe Wand aufragte. In sie war eine Schneise geschlagen worden, die auf den glitzernden See hinausführte. Diese schmale Wasserstraße wirkte wie die einzige Verbindung zur Außenwelt.

Vieles deutete darauf hin, dass die Verstorbene hier allein gelebt hatte. Vielleicht hatte sie an diesem Ort Frieden gesucht. Gefunden hatte sie ganz sicher Stille und Abgeschiedenheit.

Die ganze Atmosphäre drückte Toni aufs Gemüt. War es Einsamkeit, die er spürte? Wenn ja – wie war Melanie Berndt mit ihr fertig geworden? Womit hatte sie sich beschäftigt?

Sie hatte aufgeräumt und geputzt; an den endlosen Abenden hatte sie den Sternenhimmel studiert und in ihren Büchern gelesen, bis die Augen brannten und bis es nichts mehr gab, womit sie sich ablenken und die aufkommenden Gefühle ersticken konnte.

War es so gewesen?

Weshalb hatte die junge Frau überhaupt so fernab anderer Menschen gelebt? Weit und breit befand sich kein anderes Haus.

Hatte sie sich hier versteckt?

Vielleicht hatte er nicht gründlich genug gesucht.

Er unternahm einen zweiten Rundgang und kramte in den Schubladen. Schließlich entdeckte er in dem kurzen dunklen Flur eine Falltür in der Decke. In einer Nische lehnte eine Öffnerstange, die an einem Ende einen Gummihaken aufwies. Mit diesem konnte er die Luke runterziehen und eine Holzstiege ausklappen. Er kletterte auf den Dachboden, fand einen Lichtschalter und bekam vielleicht die Antwort auf seine Fragen.

Melanie Berndt hatte einem Mädchen das schönste Kinderzimmer eingerichtet, das er je gesehen hatte. In der Bettwäsche, auf dem Teppich, in den Regalen und an den Wänden fanden

sich selbst gestickte, selbst gebastelte und selbst gemalte Pferdomotive, die in Rosa-, Rot- und Lilatönen farblich aufeinander abgestimmt waren und sehr phantasievoll wirkten.

Allerdings war das Bett unbenutzt, der Kleiderschrank leer. Der Teppich wies nicht die geringsten Gebrauchsspuren auf. Hier hatte nie ein Mädchen gespielt. Wieso hatte Melanie Berndt dieses Zimmer so liebevoll hergerichtet?

Jetzt kam es Toni komisch vor, dass im Erdgeschoss keine Kinderfotos ausgestellt waren. Hatte die Verstorbene den ständigen Anblick nicht ertragen, und hatte sie sich deshalb einen Ort geschaffen, an dem sie ihre zärtlichen Gefühle ausleben konnte?

Aber wo war das Mädchen?

Als Toni den Besprechungsraum im Kommissariat betrat, trug er den Laptop und die Notizbücher der Verstorbenen bei sich. Noch immer beschäftigte ihn die Atmosphäre des Wohnhauses. Die Abgeschlossenheit kam ihm vertraut vor und erinnerte ihn an eine längst vergangene Zeit.

Vor über zwanzig Jahren war seine Ehefrau beim Baumbliutenfest in Werder verschwunden. Damals setzte er seine ganze Energie ein, um ihr Schicksal aufzuklären. Die Suche machte ihn zum Einzelgänger. Sie trieb ihn permanent an und ließ ihm keine Ruhe. Nacht für Nacht hockte er in einer dunklen Archivkammer und wälzte Akten. Nacht für Nacht ertränkte er die Sehnsucht nach ihr mit harten Spirituosen, bis er in einen traumlosen Schlaf fiel.

»Wie findest du sie?«, fragte Phong und stapfte ihm grinsend entgegen.

Toni streifte die düsteren Erinnerungen ab und kehrte ins Hier und Jetzt zurück. Er blickte auf Kriminalkommissar Nguyen Duc Phong.

Seine Eltern waren als vietnamesische »Boatpeople« nach Deutschland gekommen. Das glatte schwarze Haar rahmte ein breites Gesicht ein. Er trug getönte Brillengläser mit einem Kassengestell, das schon bei seiner Geburt unmodisch gewesen war. Das ausgewaschene »The Sweet«-T-Shirt spannte über dem enormen Bauch, den er sich nach Beendigung einer Steinzeitdiät angefuttert hatte.

Vor dem Außendienst drückte sich Phong seit Jahren. In dem dreiköpfigen Ermittlungsteam ging er Büroarbeiten und Computerarbeiten nach. Dabei hatte er sich zu einem exzellenten Rechercheur entwickelt und umfangreiche Kenntnisse in den kriminalistischen Hilfsdisziplinen erworben, die häufig zu einem schnellen Ermittlungserfolg führten.

Toni begriff nicht, von wem Phong redete. Die Verstorbene

meinte er jedenfalls nicht. Verständnislos zuckte er mit den Achseln.

»Gesa!«, sagte der Kollege. »Sie läuft rum, als hätte sie bei einer Misswahl gewonnen. Vielleicht ist sie ja Kohlrübenprinzessin oder Wirsingwoman des Jahres geworden. Hä, hä, hä.«

»Lass sie doch«, sagte Toni. »Ich hab zwar keine Ahnung, was mit ihr los ist, aber ihr neues Aussehen scheint ihr wichtig zu sein. Außerdem macht sie sich auch nicht über dein T-Shirt lustig.«

»Wieso?« Phong schaute verständnislos an sich hinunter. Mehrmals strich er über die ausgewaschene Darstellung von langhaarigen Musikern mit ihren Instrumenten. »Das sind ›The Sweet! Die Jungs musst du doch kennen. Ich sag nur ›The Ballroom Blitz‹. Der Song war ein Meilenstein in der Geschichte des Glamrocks.«

»Meinetwegen«, sagte Toni neutral, um das Thema zu beenden und ihr Gespräch auf eine berufliche Ebene zu lenken. Ihm lag viel daran, dass sie sich im Kommissariat auf die Arbeit konzentrierten. Bei ihren Ermittlungen spielte der Faktor Zeit eine wichtige Rolle. Aus den Augenwinkeln beobachtete er, wie Gesa in den Besprechungsraum stolzierte.

Beim Anblick der Kollegin prustete Phong beinahe hysterisch los.

Gesa blieb vollkommen ruhig, rückte sich einen Stuhl zurecht und richtete sich an ihrem Platz ein. Dabei stahl sich nach und nach ein feines Lächeln auf ihre angemalten Lippen. Plötzlich sah sie Phong in die Augen und warf ihm einen Flugkuss zu.

Das Kichern blieb ihm im Hals stecken. Eine tiefe Röte zog über sein Gesicht. Er lief um den Besprechungstisch herum und verbarrikadierte sich hinter seinem Laptop. Mit der Zeigefingerspitze schob er seine getönte Sehhilfe den Nasenrücken hoch und tat so, als würde er auf dem Monitor einen Bericht lesen. Auf den Brillengläsern konnte man jedoch deutlich erkennen, dass der Bildschirm schwarz blieb.

Toni überlegte, ob er einen Kommentar abgeben sollte, aber die Interaktion der Kollegen durfte die Besprechung nicht ge-

fährden. »Dann lasst uns zum Fall kommen«, sagte er. »Ich hab im Wohnhaus der Verstorbenen keine verdächtigen Spuren oder Gegenstände ausmachen können, die eindeutig auf einen kriminellen Hintergrund schließen lassen. Einen Abschiedsbrief konnte ich auch nicht finden, aber es würde mich nicht wundern, wenn sie unter Depressionen gelitten hat. Sie lebte sehr zurückgezogen.«

»Nicht ganz«, wandte Phong ein. »Nachdem du Gesa angerufen hattest, hab ich mir das Grundstück auf Satellitenfotos angeschaut. In einiger Entfernung gibt es einen Nachbarn.«

»Echt? Er könnte etwas Wichtiges wissen. Wir sollten mit ihm reden. Vielleicht kann er sich auch um den Kater der Verstorbenen kümmern. Am besten telefonierst du mit ihm und kündigst mich für morgen früh an. Hat die Untersuchung der Tablettenschachteln etwas ergeben?«

»Es war ein starkes Beruhigungsmittel darunter, das bei Erregungszuständen verschrieben wird und auch gegen Schlafstörungen hilft.«

»Dann muss ein Arzt über ihren geistigen Zustand Bescheid wissen. Hier sind ihr Laptop und die Notizbücher«, sagte Toni und schob beides über den Tisch. »Versuch seinen Namen rauszufinden. Wir müssen mit ihm reden. Vielleicht hat Melanie Berndt einmal einen Suizidversuch unternommen oder war selbstmordgefährdet. Ein Handy hab ich übrigens vergeblich gesucht. Am Fundort befand sich auch keins. Kannst du checken, ob sie überhaupt eins besaß? Und wenn ja, dann überprüf bitte ihre Verbindungsdaten.«

»Alles klar.«

»Hatte sie Angehörige? Ein Kind vielleicht? In ihrem Haus befindet sich ein Mädchenzimmer.«

»Darum hat sich Gesa gekümmert«, murmelte Phong.

Die Kollegin richtete sich selbstbewusst in ihrem Stuhl auf. »Melanie Berndt wurde am 27. August 1986 in Rathenow geboren. Ihre Eltern bekleideten im benachbarten Premnitz Führungspositionen im VEB Chemiefaserwerk ›Friedrich Engels‹, bis beide bei einem Verkehrsunfall ums Leben kamen. Gemeinsam

mit ihrer ein Jahr jüngeren Schwester wuchs Melanie bei ihrer Oma auf. Sie war verheiratet und ist Mutter einer fünfjährigen Tochter, die bei ihrem geschiedenen Mann lebt. Ich hab ihn bereits angerufen und ihn über den Tod seiner Ex-Frau in Kenntnis gesetzt.«

»Wie hat er reagiert?«

»Geschockt! Ich hatte den Eindruck, dass er noch nicht über die Trennung hinweg ist, aber du weißt ja selbst, wie schwer eine solche Einschätzung am Telefon ist. Ihre Schwester wohnt mittlerweile im Erzgebirge. Ich hab die dortigen Kollegen gebeten, ihr die Nachricht zu überbringen.«

»Leben die Kinder nach einer Scheidung nicht meistens bei der Mutter?«, fragte Toni.

»Du meinst, dass etwas vorgefallen sein könnte?«

»Schau dir die Familienverhältnisse mal genauer an. Aus den verletzten Gefühlen eines verlassenem Ehemannes ließe sich problemlos ein Mordmotiv konstruieren.«

»Also Fremdeinwirkung?«

»Nein, nein. Wir sollten nur in alle Richtungen offen bleiben. Vielleicht ergibt die Überprüfung der familiären Verhältnisse auch weitere Anhaltspunkte für einen Suizid. Hat einer von euch ein Foto von ihr aufgestöbert? Im Haus hab ich keine persönlichen Aufnahmen entdeckt. Vielleicht hat sie ein digitales Archiv. Jedenfalls weiß ich gar nicht, wie sie ausgesehen hat.«

Phong öffnete eine Aktenmappe und schob einen DIN-A4-Ausdruck über den Tisch. »Hab ich aus dem Internet.«

Toni studierte die Porträtaufnahme sorgfältig. Die abgebildete Frau hatte feines braunes Haar und einen hellen Teint. Mit ihren blauen Augen schaute sie seitlich nach unten, so als würde sie dem Blick des Betrachters ausweichen, was sie scheu und verletzlich wirken ließ. Die Nase war von einer zierlichen Kühnheit, und ihre Lippen waren leicht aufgeworfen. Mit diesem Äußeren hatte sie garantiert den Beschützerinstinkt zahlreicher Männer geweckt. »Sie war hübsch.«

»Nur wenn man den zerbrechlichen Typ mag«, wandte Gesa ein.